

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 85 (2006-2007)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Weblogs:
Psycho-Hygi-
ene oder Mei-
nungsmacher?**

**Wie an der Uni
Gestaltung
vergeben wird**

**Studenten
slammen**





editorial

von Alicia Solis

Der erste Schnee ist endlich gefallen, die Ferien stehen vor der Tür. Damit stellt sich auch schon unsere Duel Frage: Klassisch auf dem Davoser oder modern per Bob durch den Winter (S. 15)?

Wer schon jetzt Erholung im hektischen Uni Alltag braucht, kann sich auch in die neugestalteten Räume des Uni Turms zurückziehen, wo man die Kunst von Karin Suter bewundern kann. Wie es zur Wahl ihres Gestaltungsvorschlags kam, scheint niemand zu fragen (S. 3).

Dem Phänomen der Blog-Welle, mit der das Internet in jüngster Zeit unaufhaltsam überflutet wird, widmet sich unser Titel-Thema. Mit einer kulturwissenschaftlichen (S. 8) und einer publizistikwissenschaftlichen (S. 9) Perspektive werden zwei verschiedene Möglichkeiten herangezogen, um die Erscheinung Blog zu analysieren.

Weg von der digitalen Welt gehts in die Poesie, besser gesagt in deren Wiederbelebung durch gekonntes und mitreissendes Vortragen. Ein Bericht vom ersten Student Slam im bqm bringt es uns näher und zeigt: Poesie wird nie altmodisch (S. 10).

Treue Leser seien mit dieser unserer letzten Ausgabe für dieses Semester mit reichlich Lese-stoff versorgt, wir ziehen uns in den verdienten Winterschlaf zurück und wünschen frohes Schneegestöber!

comic

von Nicola Condoleo



aberschosicher



von Philippe Amrein

Der H-Punkt

Den ganzen Tag unter Wasser und Spass dabei? Meinewegen, aber die Realität sieht anders aus. Dort verbringt man den Grossteil des Tages nämlich vor dem Computerbildschirm. Schwurbelt sich durch Wordfiles und Tabellenkalkulationen, sortiert digitale Fotos und surft im Internet. Und damit man dies nicht immer nur in den eigenen vier Wänden tun muss, hat die Swisscom über die gesamte Nation verteilt Tausende von Hotspots installiert. So kann man kabellos nach draussen gehen und ist dabei trotzdem immer noch «drin», wie der ehemalige Rasenkönig Boris Becker es einst formulierte. Doch mit dem ausgeweiteten Bewegungsradius vergrössert sich auch die Problemzone.

Die neue Hightech-Freiheit treibt einen in seltsame Situationen. So schlenderte ich unlängst mit vorgehaltenem Notebook durch die Regal-Reihen des Supermarktes, stocherte gleichzeitig in der Wikipedia herum, während sich das Betriebssystem im Hintergrund aktualisierte. Alles war in bester Ordnung, der Akku schnurrte und das Gemüt surrte leise vor sich hin, als mein Blick auf das Toilettenpapier-sortiment fiel. Eine äusserst sinnige Koinzidenz, immerhin gilt auch das Klo als veritabler Hotspot. Doch in der Regal-Schneise sah ich mich plötzlich mit dem anderen grossen H-Wort der Gegenwart konfrontiert: mit dem Hündchen. Schlimm genug, dass sich derzeit selbst vernünftige und stilistisch tadellose Menschen einen Jack-Russel-Terrier zulegen, aber weshalb glotzt mich von der Verpackung des vierlagigen Klopapiers ein Welpe an, auf dessen Nase ein Schmetterling sitzt? Der Flatterfreund mag ja noch angehen, immerhin verweist sein zarter Flügelschlag auf die Sanftheit des Wischmaterials. Aber ein Hündchen? Da greift man doch lieber wieder auf Zeitungspapier zurück.

Aberschosicher!

das zitat

Christkind

«Tod und Teufel, was hab ich gelacht!»

Wie die Kunst in den Uni-Turm kam

Die Arbeitsräume für Studierende im renovierten Uni Turm sind mit Bildern der Künstlerin Karin Suter gestaltet worden. Sie erhielt dafür 60'000 Franken. Die Gestaltung des Auswahlverfahrens der Kommission «Kunst am Bau» verlief eher fragwürdig. *Von Marianne Affolter*

«The landscapes of knowledge are fragile forms of empowerment» – so der Titel für den Wettbewerb Kunst am Bau, der im Frühjahr dieses Jahres über die künstlerische Gestaltung der Studierräume im neu renovierten Turm der Uni entschied. Über Form, Finanzierung und Nutzung des Turmes ist im Vor- und Nachfeld seines Umbaus viel geredet worden. Im Studentenblog der «NZZ» resultiert das Fehlen des Kafkaesken der früheren Kanzlei in Desinteresse am Turm schlechthin. Jura-Studierende vor dem LizII dagegen schwärmen vom Powernapping im ASVZ-Raum. Diskutiert, aber nicht rebelliert wurde in Studentenkreisen darüber, dass sich nur die universitäre Oberschicht an Rindsfiletmedaillon und Lachsschnitzel kulinarisch delectieren darf. Dies wiederum führte zum Lamentieren über den fehlenden studentischen Aktivismus. Doch tapfere StuRa-Aktivist*innen haben sich erfolgreich dafür eingesetzt, dass sich die Studierenden, wenn auch nicht in kulinarische, so doch wenigstens in intellektuelle Höhen schwingen dürfen (die Autorin zwar profan und faul per Lift); wengleich des Studierenden Ziel diese Höhen nicht zu sein scheinen, betritt man die fast leeren Studierräume in den K- und L-Etagen.

Um die Gehirne beim Lernen anzuregen und um den vorgesehenen finanziellen Anteil der Renovationskosten in die Kunst zu investieren, erfuhren die eben erwähnten Stu-

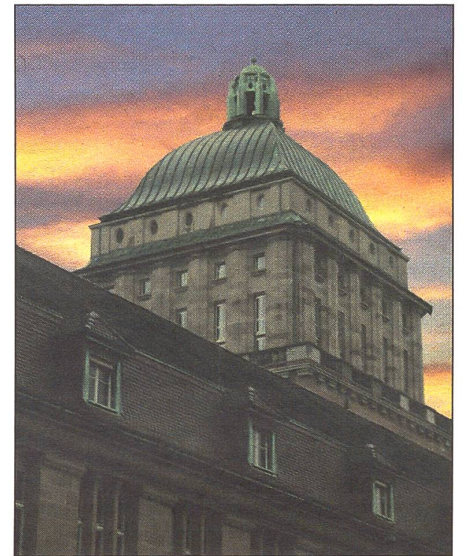
dierräume eine künstlerische Gestaltung. Debatte über die Legitimität, Studierende nur als tête-jolies-à-tête-intelligents ins Restaurant zuzulassen (wie dies bloggend visualisiert wird), so ist das fragwürdige Vorgehen bei der Auswahl für diese Gestaltung bislang verborgen von der öffentlichen Meinung durchgeschubst worden: Anfang dieses Jahres fragte der Wettbewerb Kunst am Bau sieben Künstlergruppen an, die dann einem achtköpfigen Gremium zur Auswahl gestellt wurden; der StuRa konnte die Studentschaft mit einer Stimme vertreten. Die Kunstkommission wählte daraus zwei Künstler (-gruppen) aus, die eine Projektskizze einreichen durften. Die Kunstkommission um Tanja Scartazzani entschied sich danach durch Mehrheitsbeschluss für die Künstlerin Karin Suter.

Fragwürdige Auswahl

Auf den ersten Blick plausibel, wirft dieses Auswahlverfahren auf den zweiten Blick verschiedene Fragen auf: Warum erhält ein Projekt, das von der öffentlichen Hand finanziert wird, keine öffentliche Ausschreibung? Warum wird anderen jungen Künstlern nicht die Chance geboten, sich ebenfalls für dieses Projekt zu bewerben – dessen Entlohnung von 60'000 Franken für junge Künstler eine stattliche Summe darstellt, selbst wenn davon noch die Kosten für das Auswahlverfahren subtrahiert werden. Auf den Vorschlag des StuRa-

Vertreters Jonas Isenring, jungen Künstlern durch wechselnde, temporäre Ausstellungen eine Plattform zu bieten, ist, so erzählt er, gar nicht erst eingegangen worden. «Was mich zudem ebenso störte», so Isenring, «ist die Tatsache, dass 24'000 Studierende nur durch eine einzige Stimme vertreten wurden – insbesondere, da es sich hier um Räume für Studierende handelt. Die Berücksichtigung der Studierendenmeinung verkommt so zur Farce.» Nun: Das fertige Wand-

gemälde gefällt, keine Frage. Die Studierenden, welche die Autorin zwecks Befragung in den Turm hochschleppte, äusserten sich durchwegs positiv. Sascha Renner schreibt im Unijournal von einem «flockig lichten Kraftfeld dynamischer Strukturen», das den Blick nach draussen «zu einer spannungsvollen, integralen Gesamtschau» vervollständigt. Die Farbwolken von Karin Suter, so meint sie selbst, sollen einen Assoziationsraum öffnen, der kreative Prozesse fördert. Ihr Plädoyer für eine «synthetische Sicht auf die Welt» lässt sich in ihrem Gemälde nachvollziehen. Nicht so jedoch das Auswahlverfahren. Legitime Argumente seitens der Kunstkommission für die Wahl ihrer Projekt-

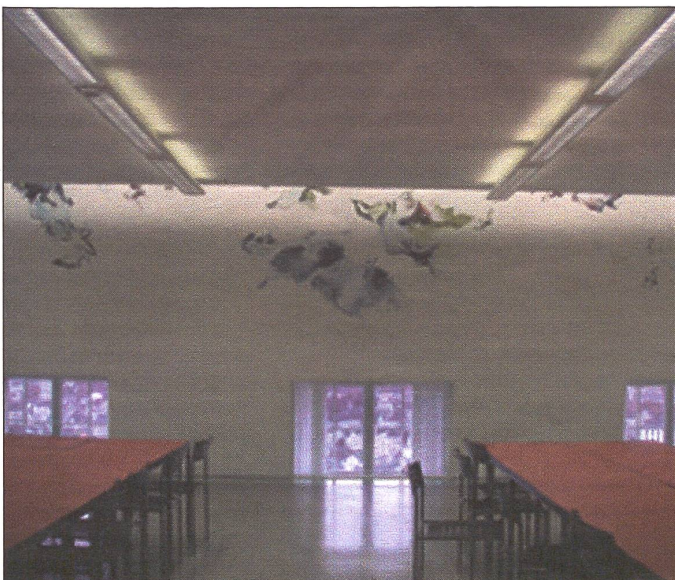


Der neu renovierten Uniturm.

(Bild: M.Affolter)

skizze fehlen. Die Kunstkommission, so heisst es in ihrem Bericht lapidar, «vertraue» Karin Suter, «obgleich die präsentierten Modellzeichnungen nur einen ungenauen Eindruck erzeugen konnten» – was in Hinblick auf die Tatsache, dass die Künstlerin mit der Leiterin der Kunstkommission gut bekannt ist, ein doch eher fragwürdiges Bild wirft. Nicht auf Können und Werk von Suter, das beides ohne Frage ausgezeichnet ist, sondern auf die Art und Weise des Auswahlverfahrens.

Dass das Verständnis zu Kunst subjektiv ist und bleibt, dass das ausgewählte Projekt trotz Ungenauigkeit dem Kunstverständnis der Experten (und später dem Publikum) am meisten entsprochen hat, das mag durchaus sein. Dass es unumgänglich ist, dass man sich in der kleinen Schweiz oftmals kennt, ebenfalls. Warum aber der Wettbewerb keine öffentliche Ausschreibung fand, dass das Auswahlverfahren nicht transparent war und dass die Studentenvertretung durch eine Stimme wohl eher eine pro-forma-Sache denn eine tatsächliche Berücksichtigung des studentischen Willens darstellt, bleibt fragwürdig.



Karin Suters Farbwolken im neuen Arbeitsraum für Studierende

(Bild: M.Affolter)

ein Angebot des Sozialzentrums Ausstellungsrasse
Sozialdepartement



Stadt Zürich
Jugendkulturhaus Dynamo

SAUNA AM SEE

SEEBAD ENGE

1/2 Preis für Schüler und Studierende
von Mo – Fr zwischen 11 und 16 Uhr

GÜLTIG BIS ENDE 2006



Öffnungszeiten

Di – Sa	11.00 – 23.00 Uhr	gemischt / Frauen
So	10.00 – 23.00 Uhr	nur gemischt
Mo	11.00 – 23.00 Uhr	nur Frauen

Tonttu GmbH - Seebad Enge

Mythenquai 9 · 8002 Zürich
Telefon 044-201 38 89
www.seebadenge.ch

AUTO

Fahrstunde ab Fr. 78.-

Fahrschule M. J. Strebel AG
Tel. 044 261 58 58 / 044 860 36 86
www.mstrebel.ch



Psychologische Beratungsstelle

für Studierende der Universität und ETH

Studienschwierigkeiten / Persönliche Probleme

Die Beratungen sind kostenlos
und unterstehen der Schweigepflicht.

Beratungen auch während den Semesterferien.

pbs@ad.unizh.ch www.pbs.unizh.ch

Anmeldung:

Wilfriedstrasse 6, 8032 Zürich, 044 634 22 80

Il vangelo secondo Matteo

von Pier Paolo Pasolini

Kino in der Kirche

Filmgespräch mit Dr. Ulrich Luz,
emeritierter Professor für
Neues Testament, Universität Bern

Freitag 12. Januar 2007, 20.00 Uhr,
City-Kirche St. Jakob am Stauffacher,
Zürich

Gesamtprogramm: «Die Passion des
Pier Paolo Pasolini. Das Kino Xenix zu
Gast in der Kirche» auf www.xenix.ch

Teorema – Geometrie der

Liebe von Pier Paolo Pasolini

Kino in der Kirche

Kurzvortrag und Diskussion mit Dr.
phil. Markus Fäh, Psychoanalytiker

Freitag 26. Januar 2007, 20.15 Uhr,
City-Kirche St. Jakob am Stauffacher,
Zürich

Gesamtprogramm: «Die Passion des
Pier Paolo Pasolini. Das Kino Xenix zu
Gast in der Kirche» auf www.xenix.ch

Nähere Informationen:
www.hochschulforum.ch

HOCHSCHULForum
der reformierten Kirche Zürich

Gratis Sehtest

kattun

optik galerie

Röschbachstr. 22
8037 Zürich
044 273 08 58

-30%

auf neuste
Sonnenbrillen
Markenbrillen+Gläser

Diesel, Gucci, D&G, Dior,
Miki/Starck, Götti+Niederer



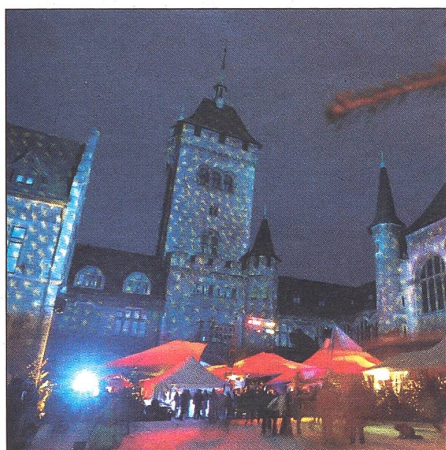
Galerie: Ausstellungen + Ausstellungsmöglichkeit

Treffpunkt

Eislaufen und Märchen

Das Landesmuseum nimmt Sie nach dem Eindunkeln mit auf eine stimmungsvolle Laternenführung durch die spärlich beleuchteten Museumsräume. Weihrauch und Myrrhe setzen duftende Akzente bei der Betrachtung von Gemälden zur Weihnachtsgeschichte und verzaubern Gross und Klein (18.12.06 bis 01.01.07, täglich 17.00 bis 18.00 Uhr) mit einem vielfältigen Gastro-Angebot, sei es im Weihnachtsrestaurant, in der Zermatter Chässtube, im Axpo Teehaus, im Weihnachtszelt, im Cape Horn Bistro oder Take Away. Die Lounge in der Antarktis-Bar lädt zu einem Drink oder zum Chill-out ein.

Märchenschloss mit Eisbahn im Innenhof des Landesmuseums Zürich bis 2. Januar 2007. Freier Eintritt.
Eislaufen und Schlittschuhvermietung: Mo – Fr, 15 – 22 Uhr, Sa/So 10 – 22 Uhr. Restauration: täglich bis 24 Uhr, Sa/So Brunch ab 10 Uhr. Weihnachts-Curling 17 Uhr – 23.45 Uhr

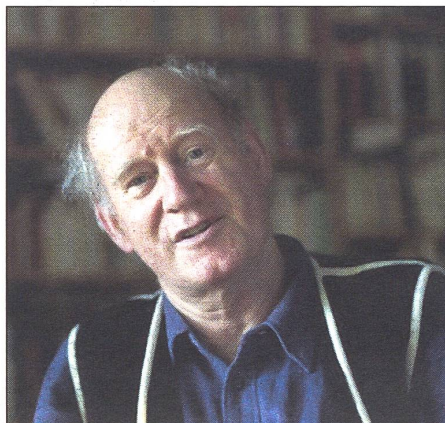


Lieber Franz Hohler

Immer wieder erhält Franz Hohler Zuschriften von seinem jugendlichen Lesepublikum. Mit seinen Kinderbüchern, die zum Teil zu Klassikern wurden, und mit Fernseh- und Radiosendungen hat er Generationen von Kindern erreicht. Eine Ausstellung zeigt nun Hohlers

Werk für Kinder; aber mehr noch ist es ihr ein Anliegen zu zeigen, wie Kinder auf seine Texte reagieren.

Zu sehen und zu hören sind deshalb nicht



nur Hohlers eigene Texte, Hörbücher und Filme, sondern auch die Briefe, die er von den Kindern zugeschickt erhält und die Geschichten, die sie ihm schicken. Vor allem soll die Ausstellung dazu anregen, das Spiel mit der Sprache fortzusetzen: Eine Schreibwerkstatt wartet auf jugendliche Autorinnen und Autoren, die hier nach Anregungen von Franz Hohler in die Welt des Geschichtenerfindens eintauchen können. Damit macht die Ausstellung einen Satz des Autors zu ihrem Motto: «Kinder sind Künstler, Kinder sind Dichter, Kinder sind Philosophen, Kinder ordnen die Welt neu, Kinder erschaffen die Welt.»

Die Ausstellung im Strauhof, Augustinergasse 9, in Zürich dauert bis zum 4. März 2007. Öffnungszeiten: Di – Fr, 12 – 18 Uhr; Sa / So 10 – 18 Uhr. Spezielle Veranstaltungen: Podiumsgespräch am 18. Dezember, 20 Uhr (mit Franz Hohler). Podiumsgespräch am 17. Januar, 20 Uhr. Franz Hohler liest Geschichten am 24. / 27. / 31. Januar und 3. Februar, jeweils um 14.30 Uhr im Theater Stadelhofen.

«Der Entenfrend»

Das Theater Winkelwiese zeigt eine letzte Pre-

miere in diesem Jahr: Gerhard Meisters preisgekröntes Aussteiger-Stück «Der Entenfrend». Meister ist 1967 im Emmental geboren, lebt heute als freier Schriftsteller in Zürich. 1998 erhielt er das «New York Stipendium» des Kantons Bern. Zusammen mit Andres Lutz entstanden drei Programme des Bühnenduos «Die geholten Stühle», für das die zwei mit dem Salzburger Stier ausgezeichnet wurden. Weitere viel beachtete Produktionen folgten. Gerhard Meisters Texte sind in diversen Anthologien publiziert.

Das Stück «Der Entenfrend» kreist um einen Abwesenden, durch dessen unerklärbares Verhalten die scheinbar selbstverständliche Lebensführung der anderen aus den Fugen gerät. Ein Mann steht von seinem Arbeitsplatz auf, verlässt die Firma und geht. Ohne zu zögern gibt er alles auf: Seine Frau, Karriere, Zukunft – um Enten zu füttern.

Was passiert, wenn einer auf sein wohlgeordnetes Leben ganz plötzlich verzichtet; und das ohne ersichtlichen Grund und ohne greifbaren Gewinn? Der Entenfrend bleibt abwesend und verweigert eine Antwort. Das «warum» bleibt völlig offen und löst bei den übrig gebliebenen Personen eine tiefe Verunsicherung aus – ihre Lebensentwürfe geraten ins Schlingern. Gehören sie zu denjenigen, die weitermachen aus Angst, ihren Job zu verlieren? Streben sie nur nach Erfolg, um die Leere in ihrem Leben zu verdrängen?



Das Stück beginnt und endet mit dem Hochzeitsfest des Entenfrends. Dazwischenspannt sind die Geschichten, Träume und Alpträume der Zurückgebliebenen: Seine Frau, ein Freund von früher, sein Vorgesetzter, seine Nachfolgerin. Und schliesslich ist da noch ein rätselhafter Mann, der durch das Stück geistert und Ratten tötet.

Eine schonungslose und scharfsinnige Zustandsbeschreibung unserer Gegenwart.

«Der Entenfrend» von Gerhard Meister. Ab 15. Dezember im Theater Winkelwiese. Informationen und Reservationen unter www.winkelwiese.ch oder 044 252 72 01. Spezialanlass: «Auszeit mit Kontrabass», mit Anna Trauffer (Musik) und Gerhard Meister (Text), 21. Dezember um 20.30 Uhr.

impressum

Redaktion:

Adresse: Rämistrasse 62
8001 Zürich
Telefon: 044 261 05 54
Mail: zs@mvzs.unizh.ch

Stefanie Ziegler (zis), Andres Eberhard (eba), Florian Frey (flo), Christoph Dubler (dub), Alicia Solis (sol)

Redaktionsschluss: Februar 2007
Titelbild: Katharina Lierow

Druck: NZZ Print, Zürcherstrasse 39, 8952 Schlieren
Die ZS erscheint zweiwöchentlich während des Semesters.

Verlag und Leitung:

Adresse: Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 044 261 05 54

Lektorat: Vanessa Simili

Geschäftsleitung: Steven Goodman
(admin@mvzs.unizh.ch)

Inserate: Peter Kramesberger
(inserate@mvzs.unizh.ch)

Insertionsschluss: Februar 2007

Dies ist entgegen Planung die letzte Ausgabe dieses Semesters. Informationen zum Sommersemester 2007 erhalten Sie über nebenstehende Kontakte.

Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Für unangeforderte eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen. Die ZS wird vollumfänglich von Studierenden produziert.

zürifahrshuLe.ch

Zentraler gehts nicht mehr!
Die Fahrschule beim Central, 20m nach Kino Capitol


Spezialpreise für Studenten •
 Maximale Erfolgsquote durch Intensivunterricht •
 Methodisch, didaktisch und psychologisch
 geschulte Fahrlehrerinnen

www.zuerifahrshule.ch
 Hotline: 0800 29 29 25
 Weinbergstrasse 23, 8001 Zürich

Università della Svizzera Italiana

Masters

Excel in an international and personalized learning environment



Communication Media Management Communication Technologies Communication for Cultural Heritage* Education and Training Institutional Communication	Communication and Economics Marketing* Corporate Communication* International Tourism* Financial Communication*
Economics Finance* Management* Economics, Institutions, Public Policies	Informatics Software Design* Dependable Distributed Systems* Embedded Systems Design* Intelligent Systems* Applied Informatics*
Architecture Architecture	* in English

Master Information Days
 28.03.2007 and 23.05.2007

University of Lugano, Advisory Service, CH-6900 Lugano
 Tel. +41 58 666 47 95, orientamento@lu.unisi.ch

www.master.unisi.ch + swissuniversity.ch

SACK-BÜCHER.

Sach-, Fach- und andere Literatur.



BÜCHER-LADEN

www.zentralstelle.unizh.ch

Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich



DIE ZS REDAKTION VERABSCHIEDET SICH BIS ZUM FRÜHJAHR 2007. PACKT EURE GESCHENKE UND VERGESST NICHT, DIE NÄCHSTEN ZU LIEBEN!

Digitale Schlösser - siehst Du nicht

Wir brauchen für das 21. Jahrhundert eine Bewegung, die ein Bewusstsein dafür schafft, dass wir unsere digitalen Ressourcen ebenso nachhaltig einsetzen müssen, wie die natürlichen. *Von Marcus M. Dapp, Präsident TheAlternative.ch*

Die traditionelle Balance...

Seit Jahrhunderten gehört es zur Tradition von Wissenschaft und Kultur, Erkenntnisse und Wissen frei zugänglich zu machen. Damit

Sie erlauben die verlustfreie Übertragung von Informationen weltweit - innert kürzester Zeit und fast ohne Kosten. Diese Eigenschaften digitaler Güter bedrohen die von wenigen grossen Playern dominierte Medi-



(Bild: zvg)

können viele Menschen an Problemlösungen mitarbeiten und auf dem bestehenden Wissen aufbauen. Die Allgemeinheit hat ein Interesse daran, dass Wissen breit verfügbar ist, um einen fruchtbaren Boden für Ideen und Produkte zu bereiten. Rechtliche Massnahmen, die Erfindungen ein zeitlich limitiertes Monopol gewähren (z.B. Patente), sollen eine Balance schaffen. Dem einzelnen Erfinder werden wirtschaftliche Anreize gegeben um Innovation zu fördern. Die zeitliche Beschränkung stellt dabei sicher, dass Erfindungen schliesslich der gesamten Gesellschaft zur Verfügung stehen. Dieser ursprüngliche Zweck droht derzeit vergessen zu gehen.

... droht verloren zu gehen.

Das Internet und die Digitalisierung der Wissensbestände stellen zusammen die grösste Chance und die grösste Bedrohung für die Entwicklung der Wissensgesellschaft dar.

en- und Softwareindustrie in ihren Grundfesten. Sie wehrt sich gegen den "Raub" ihres "geistigen Eigentums" entsprechend heftig: Der Medienbereich hat mit einem überbordenden Urheberrecht zu kämpfen, dem Softwarebereich drohen Software-Patente, Digital Rights Management und Trusted Computing.

Es geht auch anders!

Verschiedene Initiativen haben sich das Ziel gesetzt, neue Regeln und Technologien zu schaffen, welche die neuen Möglichkeiten konstruktiv zu nutzen wissen. Ein Beispiel ist Freie Software, die dir echte "Freiheiten" bietet: beliebig nutzen, beliebig kopieren, beliebig verändern und beliebig weitergeben. Also alles, was Du "normalerweise" nicht darfst. Und es gibt tausende von freien Programmen, welche oftmals ihre proprietären Pendanten ersetzen können.

Ein ganz anderes Beispiel für Alternati-

ven: Neue Vergütungssysteme sollten ein wichtiges Thema bei der anstehenden Revision des Urheberrechts sein. Die Verwertungsstrukturen im kommerziellen Musik- und Filmbereich stammen aus einer Zeit, als das Internet nicht existierte. Dessen Vertriebswege eröffnen neue Möglichkeiten, entziehen aber den grossen Labels die Kontrolle über den Markt. Mit welchen Mitteln darauf reagiert wird, hört man regelmässig, wenn junge Leute (Kollegen?) medienwirksam verklagt werden. Die Leidtragenden sind Künstler, welche sich in Knebelverträgen befinden und wir - als Kunden, denen tückische technische Einschränkungen auferlegt werden: wie oft kannst Du Deinen iTunes-Song kopieren und abspielen, bevor Du ihn wieder(!) kaufen musst? Wir brauchen hier einen gesellschaftlichen Diskurs ohne Scheuklappen und Besitzstandswahrung und vor allem Lösungen, die in erster Linie Künstlern und Konsumenten helfen. Auch eine Plattenfirma ist primär eine Firma, deren Ziel es ist, Produkte an Kunden zu verkaufen. Dass Musik inzwischen zur Konsumware degradiert wurde, hat vermutlich etwas mit dieser Industrialisierung der Kulturproduktion zu tun. Und nur weil Kulturgüter nicht so einfach wegzuschliessen sind, wie physische Produkte, heisst es nicht, dass es keine Schlösser gibt. Bald in jedem digitalen Gadget befinden sich inzwischen unsichtbare digitale Schlösser, über welche die meisten von uns zu wenig wissen.

Ziel: Alternativen bekannt machen

Deshalb lanciert TheAlternative verschiedene Projekte zum Thema nachhaltiger Umgang mit Wissen und Kultur im digitalen Zeitalter. Wir wollen im besonderen das Verständnis für und die Verwendung von Freier Software als Alternative zu proprietärer Software fördern, sowie daran angelegte Konzepte im kulturellen Bereich bekannter machen.

Informationen

«The Alternative» organisiert regelmässig Events, z.B. Kurse zu Linux und anderen freien Programmen. Sie haben auch eine Vortragsreihe gestartet, in der Studierende mit Experten über die Zukunft der Wissensgesellschaft diskutieren. Mehr zum aktuellen Programm findest Du auf www.TheAlternative.ch. Als Verein trifft sich «The Alternative» jeden Donnerstagabend und freut sich immer über interessierte und engagierte studentische Mitmacherinnen und Mitmacher!

Weblogs – eine journalistische Plage?

Weblogs bieten die Möglichkeit, auf einfache Art und Weise und ohne grössere Fachkenntnisse eine eigene Seite im Internet zu publizieren. Hat das aus publizistikwissenschaftlicher Sicht Auswirkungen auf die Qualität des Journalismus? *Von Andres Eberhard*

Um das Layout sind die anderen besorgt. Alles was es braucht, um seinen eigenen Platz in der unendlich weiten Welt des Internets zu bekommen, ist ein einigermaßen reges Engagement beim «posten» – auf gut Deutsch: Verfassen – von Texten. Noch im Jahre 1997 war ein Internetauftritt insbesondere von den eigenen Informatik-Kenntnissen abhängig – rund 100 Weblogs existierten bis dahin. Nach einer Schätzung sind es heute etwa 80 Millionen Blogs.

Triumph der freien Meinungsäusserung?

Sofort rufen solche Fakten Medienwissenschaftler auf den Plan: Die einen sehen unbegrenzte Möglichkeiten im Rahmen der freien Meinungsäusserung und der Herstellung von Gegenöffentlichkeit. Die anderen sind besorgt um die Entwicklung des Journalismus zu einer semi-professionellen Jedermanns-Sache.

Ersteres wird von Joseph Trappel, Weblog-Experte am Institut für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich (IPMZ) nüchtern als geplatzter Traum abgetan: So hätten sich das einige Medienwissenschaftler in der Zeit der New-Economy-Euphorie vorgestellt. Unterdessen sei dieser Traum aber am Boden der Realität angelangt. «Von der Herstellung von Gegenöffentlichkeit sind Weblogs in der Schweiz deshalb weit entfernt», erklärt er. Trappel hebt die etwas höhere Popularität von Blogs im englischsprachigen Raum hervor, schränkt aber auch gleich ein: «Die wenigen prominenten Blogger in den USA kom-

men aus den Medienkonzernen, die sie berühmt gemacht haben.» Weblogs sind also nicht einmal annähernd im Stande, die öffentliche Bedeutung der gängigen Massen-



Internetauftritt leicht gemacht: Der Hostingservice «blogger.com».

medien zu erreichen. Zu klein ist ihre jeweils erlangte Reichweite, zu gross die Anzahl an ähnlichen, konkurrenzierenden, anderen Blogs.

Sogenannter «Graswurzel-Journalismus» – unabhängiger, die Demokratie fördernder Journalismus von Nicht-Professionellen – erreicht laut Trappel höchstens dann Aufmerksamkeit, wenn die Massenmedien die Inhalte der Weblogs aufgreifen. Deshalb ist auch die Furcht davor unbegründet, dass semi-professionelle Formen wie Weblogs dem professionellen Journalismus dereinst den Rang abkaufen könnten. Zu gross ist das Meer von

teils guten, teils sehr mittelmässig betriebenen Weblogs.

Unabhängigkeit ist nicht das Problem

Einigen mag die Geschichte vom netten Pärchen, welches seine Wal-Mart-Across-America-Reise auf einem Weblog festgehalten hat, zusagen. Eigentlich ganz hübsch, die Story, wie die beiden sich mit den Mitarbeitenden des Mega-Konzerns unterhalten, viele professionelle Fotos schiessen und zuletzt auch nicht selten auf den Parkplätzen vor Wal-Mart-Filialen nächtigen. Wer da Verdacht schöpft, behält Recht: Wie sich herausstellte, war der Blog eine inszenierte Form von PR, der männliche Blogger ein professioneller Fotograf der «Washington Post». Dieses Beispiel zeigt wohl auf, wie Weblogs relativ einfach als Plattform für PR missbraucht werden können. Trotzdem ist eine Häufung solcher Vorfälle aufgrund der sehr

kleinen Reichweite der einzelnen Blogs nicht zu vermuten. Weblogs seien der kommerziellen Verwertungslogik weit weniger unterworfen als traditionelle Medien, resümiert auch Experte Trappel.

Reichweite von Blog-Inhalten wird unterschätzt

Viele Blogger sind sich durch die einfache Form des Publizierens der Reichweite nicht bewusst, die sie mit ihren Veröffentlichungen (theoretisch, wohl gemerkt) erreichen können. Dass sich beispielsweise Unternehmungen in Blog-Suchmaschinen stürzen, wenn es darum geht, Kandidaten für offene Stellen zu selektionieren, ist zwar eine unelegante, aber eine in der Praxis scheinbar auch schon vorgekommene Nutzung des Mediums.

Natürlich unterliegen auch Publikationen auf Weblogs dem jeweils nationalen Strafrecht, was etwa die Veröffentlichung von rassistischen, jugendgefährdenden oder persönlichkeitsverletzenden Inhalten anbelangt, wie Joseph Trappel erklärt. Doch dieses Strafrecht ist nicht international harmonisiert, was sich bei den sehr einfach grenzüberschreitenden Weblogs natürlich besonders störend auswirkt, so Trappel weiter. Er ergänzt aber auch: «Wir kennen die Problematik auch aus der analogen Welt», und nennt als Beispiel die nicht-autorisierte Biographie über Natascha Kampusch in Grossbritannien.

Was sind «Weblogs»?

Weblogs gibt es seit Mitte der 90er Jahre. Unter einem Weblog versteht man ursprünglich eine Internetseite, auf der Internetnutzer periodisch Einträge («posts») über ihr eigenes Leben veröffentlichen. Der Begriff «log» stammt von «logbook», dem Tagebuch aus der Schifffahrt. Oft wird darum auch der Begriff der «Online-Tagebücher» verwendet. Spätestens im Jahr 1999 wurde das bis anhin fast nur Nutzern mit Kenntnissen im Webdesign vorenthalte Medium der breiten Öffentlichkeit zugänglich. Es war nämlich auch das Jahr, in dem eine der mittlerweile grössten Blog-Hostingservices – «blogger.com» – ins Leben gerufen wurde. Mit Hilfe solcher Dienste ist es möglich, ohne HTML-Kenntnisse oder Ähnlichem eine eigene Internetseite zu betreiben. Von diesem Zeitpunkt an setzte parallel mit dem immer wichtiger werdenden Internet ein richtig gehender Blogger-Boom ein. Von bis dahin einigen Hundert Blogs explodierte die Zahl der Weblogs auf heute schätzungsweise 60 Millionen – vielleicht auch schon mehr. Unterdessen werden Blogs auch von Online-Medien dazu benutzt, ihren Leserkreis zu erweitern. Insbesondere in den USA schafften es auch einige Blogger, durch ihre Einträge Berühmtheit zu erlangen – die meisten davon gehörten zu den Bloggern der ersten Stunde oder stammten von den grossen Medienkonzernen ab. (eba)

Psychohygiene in der anonymen Öffentlichkeit

Blogs gelten als so banale Begleiterscheinung unseres Lebens, dass man erst mal auf die Idee kommen muss, sich damit auseinander zu setzen. Zum Beispiel aus kulturwissenschaftlicher Perspektive.

Von Florian Frey

Weblogs – kurz Blogs – werden in den Medien gern als unabhängige Art des Journalismus gefeiert oder als belanglose Tagebücher im Internet abgetan. Doch was ist ein Blog wirklich? Das hat sich auch Waltraut Bellwald gefragt, und hat selber einen Blog eröffnet, um den vielen Fragen nachzugehen, die sich rund um dieses Phänomen stellen. Als Volkskundlerin seien es eben gerade jene alltäglichen, banal erscheinenden Dinge, welche einen zu interessieren haben, weiss Bellwald aus ihrer wissenschaftlichen Erfahrung zu berichten. Und es stellen sich über solch alltägliche Erscheinungen rasch interessante Fragen, wenn man sich einmal darauf einlässt und sich damit auseinandersetzt. Einen Blog zu betreiben ist also genauso eine Kulturpraxis, wie einen Sportverein zu besuchen oder (vielleicht sogar eher) einen gewissen Brauch zu pflegen.

Der Blog als Psychohygiene

Indem Bellwald ihren eigenen Blog eingerichtet hat und betreut, betreibt sie sozusagen teilnehmende Beobachtung (im virtuellen Raum) – die bevorzugte Forschungsmethode in den Kulturwissenschaften. Durch ihre Erfahrungen eröffneten sich Fragen; es ergaben sich aber auch Antworten und Thesen. Das Betreiben eines Weblogs sieht die mittlerweile pensionierte, aber nach wie vor aktive Forscherin als Form des alltäglichen Erzählens – ein Kernthema der Volkskunde. Zudem beschäftigen sich auch andere Wissenschaftszweige mit dem Thema, nähern sich dem Gegenstand aus anderen Motiven.

Im Gegensatz zu anderen Formen der Kommunikation ist im Rahmen eines Blogs aufgrund seiner Form fast alles möglich. Es besteht auch ein grösserer Reiz, sich auf diese Art mitzuteilen, weil potentiell ein grösseres Publikum ansprechbar ist (das ganze world wide web). Und: Der Autor kann sich in Anonymität verummern. Manche Bemerkung oder Meldung würde man im öffentlichen oder privaten Gespräch nicht äussern. Man kann sie aber gestrost anonym in seinem Blog kundtun – und hat sich so etwas von der Seele geschrieben, das man sonst belastend mit sich herumtragen würde. Der Blog als eine Art Psychohygiene, sozusagen. Bloggen macht also, entgegen der oft gehörten Meinung, durchaus Sinn; es hat gar eine Funktion für den Schreibenden.



Bloggen ist eine wachsende Kulturpraxis.

(Bild: kali)

Soziale Kontakte knüpfen

Und: Die ab und zu geäusserte These, dass der computerisierte und internetende Mensch die Kommunikation verlerne, scheint sich über die Blogs nicht verifizieren zu lassen. Im Gegenteil: Blogs fördern die Kommunikation geradezu. Nicht nur, weil sich die Leute mitteilen, sondern auch, weil sich immer neue «communities» bilden. Das sind lose Kreise, in denen sich Blogger mit ähnlichen Interessen gegenseitig verlinken und regelmässig miteinander kommunizieren. Und sie können das unkompliziert über die ganze Welt vernetzt tun. Ein weiteres kulturelles Handlungsmuster, wie wir es aus der nicht-virtuellen Welt kennen. Die sozialen Kontakte werden hier einfach über den Blog geknüpft und gepflegt. Ein Beispiel einer verschworenen Gemeinschaft sind die «knitters in Europe»: Ein Zusammenschluss von über hundert Weblogs von strickenden und strickinteressierten (ich nehme an hauptsächlich) Damen.

Tragen die Weblogs zu einer gewissen Entpersonalisierung bei? Auch diese These ver-

neint Waltraut Bellwald. Blogger treffen sich oft «real» an Blogger-Treffen, veranstalten Blogger-Lesungen oder kommen im Rahmen einer Vergabe eines Blog-Awards zusammen.

Schwierig ist in Anbetracht des raschen Wandels und der riesigen Vielfalt der Versuch einer Typisierung von Blogs. Versucht hat das beispielsweise die amerikanische Forscherin Susan Herring (2004). Aufgrund ihrer Forschung teilt sie Blogs ein in persönliche Journale mit internem (also eigenem) Inhalt, sogenannte «Filter» mit externem Inhalt (vor allem Linksammlungen), «knowledge-logs» mit informativen bis wissenschaftlichen Inhalten, Mischungen dieser drei Arten oder andere wie zum Beispiel rein literarische Blogs. Jan Schmidt (2005) hat eine ähnliche Untersuchung gemacht und die Blogs nach ihrem Inhalt kategorisiert.

Deine persönliche «Reality Show»

Der Frage der weiten Verbreitung und der somit anzunehmenden Attraktivität von Weblogs haben sich zwei US-Forscherinnen angenommen. C.R. Miller und D. Shepherd meinen, dass das Interesse am alltäglichen Leben, am Privaten zurzeit sehr hoch sei. Die Grenzen zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit werden zunehmend weicher, was eventuell gar über die Anhäufung von «Reality Shows» gefördert wird. Damit vermischen sich Fakten und Fiktion, Skandale erhalten einen hohen Stellenwert. Zudem fördern Medien die Gier der Menschen, am Privaten der anderen teilzunehmen, so die These der Forscherinnen.

Zensur scheint es in der Blog-Welt kaum zu geben; nur gegen rassistische Inhalte wird eingeschritten, ansonsten gibt es keine Tabus. Interessant ist, dass sofort Gegen-Blogs auftauchen, wenn ein Thema polarisiert oder aneckt. Es scheint also eine gewisse Selbstkontrolle unter Bloggern zu geben.

Der Blog in der Wissenschaft

Interessant ist Bellwalds Hinweis auf die Rolle des Blogs in der Wissenschaft. Als Forschungsobjekt wird er von den verschiedenen Fachrichtungen unterschiedlich untersucht. Hingegen scheint er bisher kaum als Werkzeug für wissenschaftliche Forschung eingesetzt worden zu sein. Vor allem die Geisteswissenschaften scheinen hier Berührungspunkte zu haben, obwohl der Blog als Medium sich nahezu aufdrängt, genutzt zu werden. Das Desinteresse der Geisteswissenschaft mag davon herrühren, dass sie ihre Publikationen bisher als exklusiv für das Fachpublikum verstanden wissen wollte. Hingegen könnte es gerade hier interessant sein, über Blogs ganze Gedankengänge zu präsentieren, und eine Forschungsfrage permanent der Reflexion mehrerer Fachleute auszusetzen.

Erotik... und Gefüühhhle!

Reim' doch mal einer was! Höschen im Döschen, Arche Noah oder die Tücken der Erotik: Der erste Student Slam im bqm bot den kreativeren Elementen unserer Konsumgesellschaft eine Plattform – und den Zuschauern gute Unterhaltung. *Von Stefanie Ziegler*

Das Problem mit der Poesie ist, dass sie gewöhnlich zwischen zwei Buchdeckeln auf einem Büchergestell verstaubt. Sie ist zwar schön, aber meistens mehr als bloss Jahrhunderte entfernt. Was die eigene poetische Kreativität angeht, so erinnert man sich an irgendwelche in Deutschstunden unter allgemeiner Albernheit hergestellte Gedichte, die dem Begriff Poesie kaum gerecht werden konnten, und dem Anspruch des Deutschlehrers nur deshalb, weil sich die Zeilen am Ende jeweils notdürftig reimten. Vielleicht gibt es im einen oder anderen Schreibtisch noch eine längst vergessene Schublade, in der gut gehütet ein Poem an eine ebenfalls längst vergessene Flamme vor sich hin schlummert oder in einem alten Notizheft ein paar gereimte Zeilen mit Gedanken über Gott und die Welt. Zeilen, die zwar mit grosser Ernsthaftigkeit oder mit Genuss verfasst worden sind, aber in den meisten Fällen niemals anderen Sterblichen als der Verfasserin oder dem Verfasser zu Gesicht gekommen sind.

Eine ziemlich verschwiegene, wenn nicht gar reichlich tote Sache also, diese Poesie.

Und was herkömmliche Gedichtlesungen betrifft – war jemand von euch schon mal an einer?

Die Show fürs Publikum

Einen Wiederbelebungsversuch der Kunst des Dichtens und des Vortragens von selbst Verfassenem startete der Amerikaner Marc Smith im Jahr 1985: In einer Bar in Chicago organisierte er den ersten Poetry Slam und gewann damit Gedichte und ihren Vortrag ins Leben zurück. Dies ging natürlich nicht ohne einen kleinen Trick, beziehungsweise mit der richtigen Analyse un-

serer Zeit und einer entsprechenden Umsetzung. Romantisch-verklärte Mond-an-Himmle- rei in verschwiegene Grüppchen, zu zweit oder gar allein ist nicht mehr angesagt. Dem Zeitgeist entsprechend musste Action her, Unterhaltung, rasante Darbietung – und vor al-



Das überfüllte bqm als Theaterlokal der anderen Art mit Bier, Reimen und viel Humor. (Bild: zis)

lem ein Wettkampf. Der Poetry Slam bietet eine Plattform für alle, die ihre Gedichte – in welcher Form auch immer – in einer unterhaltenden Form dem Publikum präsentieren wollen und sich dabei der Konkurrenz stellen. Poetry Slams unterscheiden sich jedoch nicht nur durch den kompetitiven Aspekt von anderen Lesungen; entscheidend ist bei den Slams stets der Unterhaltungsfaktor der Darbietungen sowie die Teilnahme und Einflussnahme des Publikums. Denn die Gewinner werden letztendlich durch eine Publikumsjury und durch den Applaus der Zuschauer

er bestimmt. So gehört unter anderen auch folgender Leitsatz zur Philosophie des Poetry Slam: «No audience should be thought of as obligated to listen to the poet. It is the poet's obligation to communicate effectively, artfully, honestly, and professionally so as to compel the audience to listen.»

Gefühle!

Am ersten Student Slam, der kürzlich in einem gut gefüllten bqm stattgefunden hatte, brauchte man sich auch keine Minute zu langweilen.

«Ich mag sie nicht, die Erotik, nein, die Erotik mag ich nicht!» Ato Meiler hat dem Publikum im bqm mit seinen beiden Texten klar gemacht, was es bedeutete, etwas vom Reimen zu verstehen. Der tosende Applaus gab ihm Recht, verhalf ihm zum ersten Platz und zu der ausgeschriebenen Prämie – einer Flasche Whiskey. Ob die denn auch bei der Erotik unterstützend wirken kann, sei nun mal dahin gestellt.

Eins wird im Laufe dieses Abends klar; der richtige Profi bei einem Poetry Slam zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er eine Zeile mühelos mit Wörtern füllen kann. Es zeugt auch nicht

von Genie, wenn die Wörter in abstruse Satzstellungen gezwungen werden müssen, damit sie sich am Ende einer Zeile jeweils mehr recht als schlecht reimten. Genausowenig reicht es, möglichst laut irgendetwas Mochtegern-Provozierendes ins Mikrofon zu brüllen, so dass die ersten drei Reihen im Publikum erschrocken zurückfahren – allerdings nicht wegen dem Text, sondern schlicht und einfach wegen der Lautstärke. «Es geht hier um Gefüühhle!» Soweit so gut, aber wir sind ja nicht taub.

Zartere Töne schlug der Vortrag von Matthias Frei an, der uns in die Beizen-Romatik beziehungsweise Tristesse im Thurgau entführt. Vielleicht waren sie sogar etwas zu zart für diesen Anlass, so dass die Jury ziemlich hart mit ihnen ins Gericht ging. Weiter ging der Abend mit einer, Gott seis gedankt, wenig konventionellen aber äusserst unterhaltsamen Bibellexegese. Höschen im Döschen, Gürkensalat, Kebab und einem kreativen Kapitel Schweizergeschichte, bis die Erotik schliesslich den Sieg davon trug: Beziehungsweise die Hymne auf ihre hinterlistige Zweischneidigkeit. Lassen wir dem Sieger seinen Ruhm – und hoffen wir alle, dass es nicht gar so schlecht steht mit der Erotik...

EROTIK? NEIN, MAG ICH NICHT

Vielmehr, würd ich sagen, sie ist mir recht zuwider, denn sie verhöhnt doch unsereins, als per se zu bieder. Nur weil wir nicht im Sonnenschein, unter einem Flieder, uns im Gräse wälzen, verhüllt nur durch ein Mieder!

Als ob grad das uns weiterbrächt' in unsrem Menschheitsstreben, als ob grad nur das Grasgewälz uns hälft' beim Überleben. Als ob grad dies die Quelle sei woraus das Glück entspriess, als ob wir es nicht wüssten, dass sie es uns vermiest.

Das Leben so in Ruhe und trauter Platonie, wo der Geist Entwicklung findet – nicht die Onanie. Wo der Verstand das Zepter schwingt und nicht nur vegetiert, wo das Gehirn durchblutet bleibt – und nicht penetriert.

Ausschnitt aus dem Gedicht von Ato Meiler

Statisten an der Uni

Die Universität und die ETH Zürich durften jüngst als Kulisse für einen Spielfilmdreh herhalten. Gedreht wurde der Schweizer Film «Liebe und Wahn». Mit dabei waren auch Studierende, die in einem Casting als Statisten ausgewählt worden waren. *Von Alicia Solis*

In der letzten Ausgabe hatten wir auf den Dreh zum Schweizer Film «Liebe und Wahn» an der Uni hingewiesen und Interessierte auf das Statisten Casting aufmerksam gemacht. Tatsächlich haben sich über 200 Studierende und andere motivierte Leute vorgestellt, von denen schliesslich ein Teil ausgewählt wurde. Die ausgesuchten Statisten wurden während

der Mensa thronend, allesamt verkabelt und very busy. Das alles macht einen sehr professionellen Eindruck und trotzdem wird nicht vergessen, die Statisten für ihren guten Einsatz zu loben. Unter den Statisten scheint eine super Stimmung zu sein, was auf die gestellten Plauderszenen auf dem Pausenplatz sicher einen positiven Einfluss hat. Aber noch mal:

Wieso genau sind diese Leute hier? Eine interessante Antwort erhalte ich von einer Statistin beim Mittagessen (das übrigens auch inbegriffen ist): Sie wolle ihre sozialen Kompetenzen verbessern. Normalerweise sei sie total scheu und wirke sehr arrogant, sodass sie kaum Kontakte knüpfen könne. Ihren Einsatz als Statistin sieht sie als Möglichkeit, einer völlig fremden Truppe Leute ausgesetzt zu sein und so zur Kontaktaufnahme gezwungen zu werden. Na ja, anscheinend ist ihr Plan aufgegangen. Eine weit gewöhnlichere Begründung ist die, dass man als Statist auch mal hinter die Kulissen blicken dürfte. Wenn man



Knappe Anweisungen für Statisten am Uni-Dreh.

(Bild: sol)

des Filmdrehs von Mitte November bis Mitte Dezember Tage- oder Wochenendweise eingesetzt. Klar, gut bezahlte Studentenjobs gibts nicht wie Sand am Meer, doch die 80 Franken dafür, dass man sich die Beine in den Bauch steht, können dennoch nicht der Grund für die Studierenden gewesen sein, die ihr Wochenende damit verbringen, eine schöne Kulisse für die wirklichen Schauspieler zu spielen. Der Wunsch nach dem grossen schauspielerischen Durchbruch wäre eine alternative Erklärung, die sich aber auch nicht halten lässt, wenn man bedenkt, dass die meisten der Statisten bloss als Publikum im Vorlesungssaal oder als vorbeieilende Gestalten auf dem Pausenplatz zu erkennen sein werden. Was also ist die Motivation für einen solchen Einsatz? Ich begeben mich mitten unter die engagierten Leute, die an einem sonnigen, aber eiskalten Sonntag bei einem Gebäude der Uni Aussenszenen aufnehmen. Sie erhalten kurz und knapp Anweisungen wie «du und du; dahin, ihr zwei: dorthin». Tontechniker, Regisseur im Hintergrund, Regieassistentinnen Nummer 1 und 2 im Vordergrund, Produzentin auf Blechstuhl

sich schon ständig Filme anschaut, will man schliesslich auch einmal sehen, wie das Ganze gemacht wird. Dann gibts noch die Leute, die schon des Öfteren als Statisten gearbeitet haben und es als eine Art Hobby pflegen. Und was halten die Statisten von den beiden Hauptdarstellern? Knapp zusammengefasst: Michael Koch alias Stalker Sebastian, bekannter Schweizer Filmstar aus «Achtung fertig Charlie» komme etwas arrogant rüber und die Frisur, die er als Streber Sebastian tragen muss, sei nicht gerade zu seinem Vorteil. Sibylle Canonica alias Professorin Dr. Lanz, unter anderem bekannt aus dem Film «Jenseits der Stille», verkörpere die absolute Filmdiva, die in jeder noch so kurzen Pause Requisiten wie Blumenstraus oder Tasche in die Hände der Assistentin drücke und von derselben mit einer Jacke warm gehalten wird. Unsere Schweizer Filmprominenz kann es also locker mit den Filmdiven aus Hollywood aufnehmen. Nur, dass dieser Film auf etwas kleineren Leinwänden zu sehen sein wird. Ausstrahlung ist im Herbst 2007 im Schweizer Fernsehen.

StuRa-Infos

von Beat Schmid

Warum es den StuRa gibt

Auch dieses Jahr wurden wieder tausende von Briefkästen mit Infos zur StuRa-Wahl gefüllt. Weshalb es den StuRa gibt und warum er wichtig ist, darüber sollen folgende Zeilen Klarheit schaffen.

Der StuRa ist Wahlorgan für sehr viele studentische Dienstleistungsorganisationen wie zum Beispiel für den Stiftungsrat der Zentralstelle oder die Wohnkommission («Woko»). Die Universität ist nach dem Ständepinzipp aufgebaut, das heisst, praktisch jedes Gremium setzt sich aus Vertretern der Stände (Profes, Assis, PDs und Studis) sowie Vertreterinnen der Unileitung beziehungsweise der Fakultäten zusammen. Der StuRa ist Wahlorgan und Koordinationsstelle für die Vertreter der Studierenden in diesen Gremien. Hierbei handelt es sich um rund 35 Gremien, vom Universitätsrat über die Erweiterte Universitätsleitung bis zur Mensakommission. Wenn die Universitätsleitung ein neues Reglement beziehungsweise die Änderung eines bestehenden Reglements in Angriff nehmen möchte, startet sie in der Regel ein Vernehmlassungsverfahren unter den Ständen und Fakultäten. Auch hier vertritt der StuRa die Studierenden. Oft wird der StuRa auch von sich aus aktiv und lanciert eine Forderung, die dann, je nach Art, entweder direkt an die Unileitung gestellt oder über die studentischen Delegierten in die zuständige



IWM-Übertragung, organisiert vom StuRa (Bild: zvg)

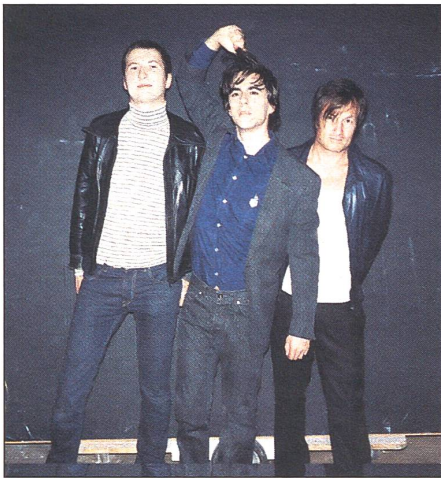
Kommission getragen wird. Bildungspolitische Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit werden in der Regel national oder gar international entschieden (zum Beispiel Bologna-Reform). Deshalb ist der StuRa Mitglied des nationalen Dachverbandes VSS. Dieser hat wiederum einen europäischen Dachverband (ESIB). Delegierte des StuRa sind auch in diesen beiden Gremien vertreten. Der StuRa ist aber auch Bindeglied und Koordinator der Fachvereine und studentischen Fakultätsdelegierten an der Uni Zürich.

musik

von Christoph Dubler

Es beginnt mit einem treibenden Batman Gitarrenklang welcher von «extremely far away» den ganzen ersten Song vom neuen Album der drei Zürcher unermüdlich anpeitscht. Ein bisschen wie Keane, aber nicht so melancholisch, ein bisschen wie Franz Ferdinand, aber nicht so reisserisch, ein bisschen wie Oasis, aber nicht so wild. Dominic Suter, Raphael Rogenmoser und Toshio Yakkatokuo sind Camp und «Talking Cure» ihr zweites Album.

Rock zum Mitsummen, zum Mitsingen, zum Tanzen, aber immer auch als Hintergrundmusik bei einem mehr oder weniger anständigen



Nachtessen einzusetzen. Und da liegt auch ihr Makel. So durchdacht und arrangiert, so vielseitig und voller Zitate ihrer britischen Vorkämpfer, so präzise und abwechslungsreich ihre Musik ist, am Schluss gelingt es den drei Jungs mit ihren verschmitzten Knabengesichtern nicht, den Zuhörenden davon zu überzeugen, dass Rockmusik Sex Drugs and Rock 'n' Roll bedeutet.

Dass nur ein Leben im VW-Bus das einzige wahre sein kann, dass sich nur mit der Gitarre im Schosse die Sterne erklären lassen, dass eine Bottel selbstgebrauter Whiskey nur dann Spass macht, wenn man sie umgedreht über den Kopf hält und lechzend nach der ätzenden Brühe schnappt und dass nur die harten, schäbigen, dreckigen Gitarren-Riffs die richtige Antwort auf die spiessigen Fragen einer bürgerlichen Gesellschaft sein kann. Während ich das schreibe, höre ich Camp, wippe mit dem rechten Fuss, nicke mit dem Kopf und Frage mich in einem Anflug von Euphorie: Jungs, warum brecht ihr nicht einfach aus? (Warum breche ich nicht einfach aus? Aber das ist dann wirklich eine andere (lange) Geschichte.)

Fazit: Für Liebhaber von Britpop à la Suisse ein «must have»!



Camp: Talking Cure.

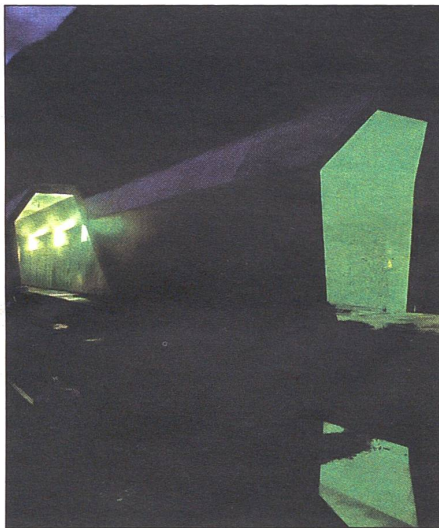
ausstellung

von Manuel Wirz

Design ist ein breiter Begriff. Besonders heutzutage, wo man schnell mit grossen Worten jongliert. Design bedeutet aber im ursprünglichen Sinne nicht mehr als ein zeichnerischer Entwurf für einen bestimmten Gegenstand und die Form und Gestaltung desselben.

Trotzdem hat es sich das Museum für Gestaltung nicht nehmen lassen, eine äusserst gelungene Ausstellung über Designobjekte einzurichten, die im Rahmen eines Wettbewerbs vom Bundesamt für Kultur prämiert worden sind.

Die Palette reicht von Grafik-, Textil- und Modedesign, über Fotografie und Industrial Design bis hin zur Gestaltung eines Bühnenbilds. Und die Arbeiten sind hochgradig spannend, lustig, praktisch, einfallsreich und überraschend. Dass in einem Haifischbecken wie der aktuellen Design-Szene immer noch unverbrauchte und unvoreingenommene Talente ihre Runden drehen, beweist diese Rundschau, ohne mit zu grosser Kelle anzurühren. Die Zurückhaltung in der Präsentation lässt die zum Teil genialen Geistesblitze der jungen Designer wirken und hinterlässt keinerlei faden Nachgeschmack, wie das so oft bei Wettbewerben, besonders im gestalterischen Bereich, der Fall ist. Die Vergangenheit scheint natürlich da und dort durch, man ist jedoch weit davon entfernt, in belanglosen zeitgenössischen Retro-Chic abzugleiten. Das eine oder andere



Ausstellungsobjekt dürften einige Besucher nur ungern in der Halle zurücklassen und man ist dankbar, dass nicht bei allen verboten ist, sie zu berühren. Hingehen und sich inspirieren lassen.

Fazit: Originalität und Funktionalität. Nützlichkeit und Luxus. Da wird ein profaner Tunneleinang zum schimmernden Smaragd.

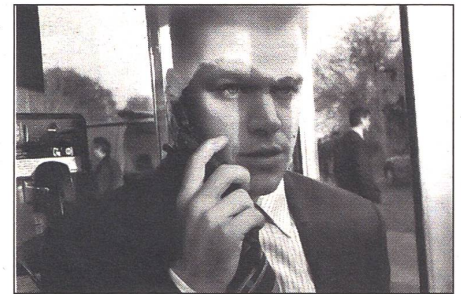


«Juriert-Prämiert. Eidgenössischer Wettbewerb für Design 2006»
Bis 11.2.2007 im Museum für Gestaltung Zürich.

film

von Christina Ruloff

Martin Scorsese greift wieder nach dem Oscar. Damit dieses Mal auch garantiert nichts schief geht, hat er die Story vom Hong-Kong-Klassiker Infernal Affairs adaptiert und die Crème de la Crème von Hollywood rekrutiert: Jack Nicholson gibt den teuflischen Paten, Matt Damon mimt den ehrgeizigen Widerling und Leonardo DiCaprio spielt den Armen aus der Unterklasse. Die Geschichte handelt von zwei Maulwürfen, die sich für die Polizei beziehungsweise für den Mob beim Mob beziehungsweise bei der Bostoner Polizei einschleusen. Am Ende kann es nur einen geben.



Was kann da schon schief gehen? Erstaunlicherweise geht so ziemlich alles schief. Dass die Rollen stereotyp besetzt sind und die Stars vor allem sich selber spielen, ginge ja noch, hätte der Film eine Seele. Im Grunde erzählt er die Geschichte von zwei Männern, die nach Erfolg und Liebe streben, aber entsetzlich scheitern. Gezwungen, unter Lebensgefahr eine Rolle zu spielen, verlieren sie ihre eigene Identität und Integrität. Wenn Johnny Depp in Donnie Brasco seinen Freund und Übervater Al Pacino verraten muss, bringt es ihn fast um und zerreisst dem Zuschauenden das Herz. Wenn in «The Departed» jemand stirbt, fragt man sich, ohne mit der Wimper zu zucken, wen es wohl als nächsten trifft. Das liegt nicht nur an den schwachen Darbietungen, sondern in erster Linie an Scorseses Hochglanzfilm. Hier geht es nur ums nackte Überleben, um die Reihenfolge der Todesfälle. Im Übrigen – und das ist vielleicht Scorseses Botschaft – sind sie alle seelenlose Widerlinge. Um der Sache dennoch einen «Human Touch» zu verleihen, müssen sich die beiden Männer in die selbe Frau verlieben, eine Polizeipsychologin. Während sich der softe DiCaprio in seiner Seele herum klempnern lässt, prahlt der krasse Damon lieber mit seinem Penis. Überhaupt reden alle Männer in diesem Film ständig von ihrem Penis und überbieten sich in der Verwendung des Verbs «fuck». Fuck ist offensichtlich der Stoff, aus dem Männerträume sind.

Fazit: Ein unterdurchschnittlicher Film mit vielen berühmten Schauspielern und wenig Seele.



The Departed von Martin Scorsese

«Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft»

Seit nunmehr fünf Jahren bereichert das Literaturmagazin «tasso» die Studierenden-Presse. Finanziert wird das Heft wie zu Gründungszeiten vor allem durch den Verkauf der Exemplare durch die Autoren selber.

Von Andres Eberhard

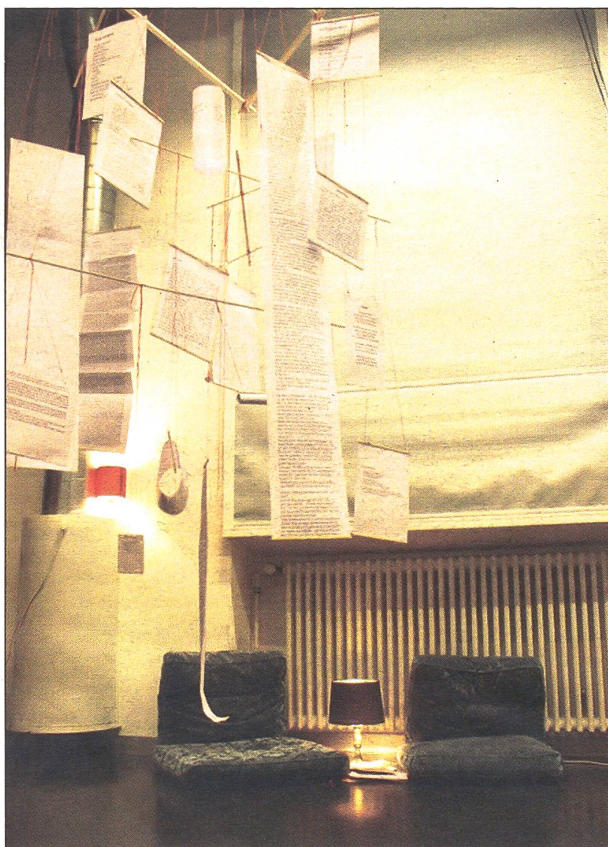
«Befinden, was ein guter Text ist und was nicht, diese Entscheidung sollte man dem Leser überlassen», erklärt Thomas Nell, einer von fünf Redaktionsmitgliedern, die Grundphilosophie des «tasso». Ihnen selber soll nicht die Aufgabe einer Jury zukommen, auch darum, weil sich das «tasso» zum Ziel setzt, möglichst vielen Jungautoren eine Publikationsmöglichkeit zu bieten.

Im Jahr 2002 entstand das «tasso» im Rahmen einer Lizentiatsarbeit als Möglichkeit für Jungautoren zur Veröffentlichung ihrer Texte. Gründer Dave Schläpfer hat sich nach der erfolgreichen Lancierung (von den ersten Ausgaben wurden alle 500 Exemplare innert kurzer Zeit verkauft) schon vor längerer Zeit zurückgezogen, wird aber für die Jubiläumsausgabe Nummer 10, welche Ende Januar erscheint, wieder als Autor in Erscheinung treten. Auch heute wird noch ein Grossteil der Auflage von 500 Exemplaren an den Mann und die Frau gebracht, auch wenn der Verkaufsprozess ein enormes Engagement der Redaktoren und Autoren des entsprechenden Heftes voraussetzt. Diese vertreiben die Hefte nämlich gleich selber. «Erfahrungsgemäss bringt das mehr, als wenn wir sie via Studierendenladen verkaufen», sagt Nell. Dort liegen dann die gut 50 bis 100 Restexemplare auf, von denen in der letzten Zeit immer auch noch einige wenige übrig bleiben.

Arbeit auf zu wenigen Schultern verteilt

Die Redaktion ist nicht Teil eines Vereins und erhält keine finanzielle Unterstützung seitens der Universität. Immerhin konnte aber mit der Kulturstelle VSETH ein Partner gewonnen werden. «Damit stehen uns viele Möglichkeiten offen», sagt Nell. Zum Beispiel, wie geschehen, anlässlich eines Ausstellungsprojektes mit Hörstationen und Text-Mobilé im Rahmen des «Salon des Arts», welcher von der Kulturstelle organisiert wurde. In solchen Projekten sieht er auch Entwicklungspotential für das Magazin. «Leider fehlen uns schlicht Leute, welche eine Erweiterung von solchen Projekten möglich machen», sagt Nell. Ausserdem wünscht er sich auch eine breitere Autoren- wie auch Leserschaft: Zurzeit sind nämlich alle Redaktionsmitglieder Germanistikstu-

dierende im Hauptfach. Die Autorenschaft konnte mit der Aufnahme von fremdsprachigen Texten ins Heft erweitert werden, dennoch ist das «tasso» immer wieder auf Neuaufgaben angewiesen. Die Leser ihrerseits kommen der Handverkäufe der Autoren wegen zu einem grossen Teil aus dem Umfeld der Betei-



Lese- und Hörecke des «tasso» am Salon des Arts.

jede Ausgabe eine Lesung im «Keller62» statt.

Die finanzielle Verantwortung liegt bei den Beteiligten selbst

Finanziell sind die Herausgeber nicht auf Rosen gebettet, mit dem jetzigen Preis von fünf Franken pro Ausgabe gehe die Rechnung aber auf, sagt Nell. Der Verkaufspreis musste um einen Franken erhöht werden, da die Selbstkosten nicht mehr gedeckt werden konnten. Dies hatte seinerzeit die für die Beteiligten unangenehme

Folge, dass diese selber für die Differenz aufkommen mussten. Ausgenommen von den zwei Anzeigen ganz hinten im Heft von den Partnern des «tasso» präsentiert sich das Heft gänzlich werbefrei und ist deshalb auf die Verkäufe der Autoren angewiesen. «So 15-20 Verkaufsexemplare pro Autor und Redaktionsmitglied sollten es schon sein», sagt Nell. Die Rechnung ist schnell gemacht: Für fünf Redaktionsmitglieder und im Schnitt etwa zehn Autoren pro Ausgabe stehen jeweils 400 Exemplare im Regal, die verkauft werden müssen.

Gegenpol zur bilderüberfluteten Boulevardpresse

Auf den rund 45 redaktionellen Seiten finden sich Kurzgeschichten, Gedichte, aber auch andere Art von künstlerischer Betätigung wie kommentierte Foto Strecken. Neu sind auch anderssprachige Texte im Heft zu finden. Das Layout ist bewusst schlicht, damit die Konzentration den Texten zukommt und nicht an einem farbenfrohen Design hängen bleibt. Die Lektüre der teils witzigen, teils zum Nachdenken anregenden Geschichten macht Spass und gibt einem nur schon darum ein gutes Gefühl, weil man für einmal bewusst der bilderüberhäufteten und zu oft durch gezielte Nicht-Information geprägten Branche der Boulevard(garatis)blätter entfliehen kann.

(Bild: zvg)

ligten. «Dabei gibt es viel mehr Studierende, welche auch in ihrer Freizeit schreiben», ist sich Nell sicher. Der Schritt, den Text auch publizieren zu lassen, sei für die beteiligten Autoren dann oft Ansporn, ihren Gedichten, Kurzgeschichten oder sonstigen künstlerischen Werken die nötige Sorgfalt zukommen zu lassen.

Die Tätigkeit von Redaktion und Autoren geschieht ehrenamtlich. Auch das Gewinnen von neuen Autoren und das Bekanntmachen des Heftes unter den neuen Studierenden anfangs Semester koste viel Zeit, betont Nell. Das fertige Heft und Anlässe wie die Hörstationen am «Salon des Arts» entschädigen jedoch den grossen Aufwand, den er fürs «tasso» leistet. Jeweils in der letzten Semesterwoche findet zudem für

Das «tasso» sucht...

...in erster Linie neue Redaktionsmitglieder, insbesondere auch solche aus anderen Fachbereichen.
...immer wieder Autoren, auch mit fremdsprachigen Texten

Bei Interesse bittet die Redaktion, sie per Email an tasso@tasso.li zu kontaktieren.

Ende Januar erscheint die Jubiläumsausgabe Nr. 10, das Datum der Lesung wird nach Erscheinen des Heftes bekannt gegeben.

Es war einmal der Kommunismus

Die Gruppe «Freischwimmer 06» von der Plattform für junges Theater spielte eine moderne Fassung von Rotkäppchen. Die USA werden zu den Vereinigten Sowjetischen Staaten und es wird gefragt, wie das mit dem Kommunismus war. *Theaterkritik von Nicola Condoleo*

Obwohl das Stück von Zeit zu Zeit mit Längen zu kämpfen hat, obwohl es in manch allzu präntiosen Phrasen sich heideggerisch zu verstricken droht, bleibt es eine intelligente Inszenierung, die keine Versuche scheut ro-



Das rote Käppchen als Symbol für den Kommunismus. Eine theatralische Auseinandersetzung mit was mal war.

(Bild: zvg)

Es war einmal ein Rotkäppchen, das ging so vor sich hin, durch den grossen dunklen Wald der Weltgeschichte. Und es kam endlich zum Häuschen seiner Grossmutter, trat ein und fragte zuletzt: «Aber Oma, warum ist dein Mund so gross?!» Der Rest ist Schweigen. Das Ende der Geschichte?

Disney und Kommunismus

«Little red (play): Herstory» ist das Stück von Nicola Nord & Co., das im Rahmen der Freischwimmer 06 in der Gessnerallee zur Aufführung kam und danach fragte, was es denn mit diesem Kommunismus auf sich habe, der

da im 20. Jahrhundert herumgeisterte.

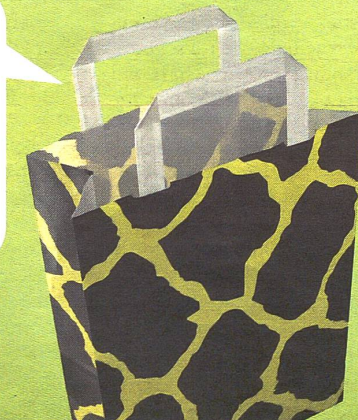
Aus einer fernen Zukunft schauen vier (wir) Temponauten auf unsere Zeit und was da geschieht, das ist schlicht Spektakel. Mit irrwitzigen roten Riesenhelmen flitzen, sprechen und musizieren sie durch den Sumpf lichter Wortfragmente. Sie fühlen Walt (Welt?) Disney auf den Antikommunistischen Zahn, tun dies mit Fragen, die nur ein Ja oder Nein übrig lassen, schwarz oder weiss, rot oder doch lieber tot. Die diskreditierte Utopie wird exhumiert und ist doch nicht so tot, wie erhofft. Die USA werden zu den USSA, den Vereinigten Sowjetischen Staaten von Amerika – ein wahrer Nicht-Ort oder eher Unort.

mantisches Märchen in seiner ewigen Moral der Geschichte und ihrem Gespenst einzuverleiben – mit all den Widersprüchen, die Auftauchen müssen. Das grosse Finale ist die banale Ballerei, wo jede und jeder stirbt und stirbt und stirbt – es nicht kann – wo die Auferstehung sicher ist, da stirbt die Hoffnung nicht. Und da kommt zum Schluss der Dagobert Duck wieder, wo er am Anfang das Wort ergriff, sich fragte wo denn dieses seltsame Ding: Kommunismus herkomme, geläutert am Ende der Geschichte tritt er wieder auf und – es lichtet sich der Wald und das Knusperhäuschen steht dort, unweit und zuckerstüss: das Paradies...

SACK-KATALOG.

Das richtige Sortiment fürs Studium.

www.zentralstelle.unizh.ch



STUDENTEN-LADEN



Zentralstelle
der Studentenschaft
der Universität Zürich

Schlitten oder Schrott?



Die Göttin des Schlittenfahrens hatte als Attribut einen Davoser - und verkörperte auf ihm Kunst, Können und Eleganz. Plastikschaalen? Kennen wir nicht.

Von Fabian Joehro

Ich mag mich noch gut an die Zeiten erinnern, als ich als kleiner Junge mit meinem Bruder, meinem Cousin und meinem Grossvater im Wald einen verschneiten, steilen Weg entlang hinauf stapfte. Das Knirschen des Schnees unter meinen Füssen, das winterliche Sonnenlicht, die Zipfelmützen, die übergrossen Handschuhe und der Davoser Schlitten, den man mühsam hinter sich herzog.

Oben angelangt, behandelte unser Grossvater die Kuven des Davosers mit seinem «Spezialrezept». Wir standen mit grossen Augen neben ihm und beobachteten ihn aufmerksam. Zuerst rieb er die Kuven mit einer Stahlwatte auf, um anschliessend sorgfältig mit genügend Druck die Kuven mit einer Handseife einzureiben. Danach wurde die Seifenschicht mit wenig Schnee eingenasst und fertig war der Zauber.

Keine grosse Sache, aber uns wurde versprochen, wir seien so die schnellsten Schlittler weit und breit. Und wir wurden nicht angelogen! War der Schneeuntergrund genug fest, schlugen wir alle Kinder mit ihren billigen Plastikbobs und Schlittenteller. Wir fühlten uns wie Pirmin Zurbriggen auf dem Schlitten! Alle, die genug furchtlos waren und genug Mut hatten (und jeder kleine Junge will das von sich behaupten können), sassen nicht auf herkömmliche Art und Weise auf dem Schlitten, sondern legten sich bäuchlings darauf, mit dem Kopf nach vorne und lediglich den Zehenspitzen als Bremsen. So wurde der Luftwiderstand noch ein bisschen verringert und man fühlte sich noch ein bisschen verwegener. Mit lautem Gejohle stürmte man ins Tal und liess all die stauenden Plastikbobschlittenkinder hinter sich. Zum guten Glück waren unsere Mütter jeweils nicht dabei, ich glaube, jede anständige Mutter hätte einen Schreikrampf bekommen oder wäre ohnmächtig geworden. Es war halbschwer, aber gut. Sehr gut sogar.

Dies soll ein Plädoyer für den Davoserschlitten sein. Vergesst all die Plastikschlitten, Schlittenteller, Air-Boards usw. Wenn ihr richtiges Feeling wollt, schlittelt mit einem Davoser! Mag sein, dass die anderen Schlittenarten bequemer, leichter, einfacher zu handhaben sind, weniger Pflege brauchen und keine lange Beständigkeit haben (wer will das heute schon... jede Weihnacht einen neuen Schlitten kurbelt die Wirtschaft an! Juhu!), aber mit keinem anderen Modell kriegt man dieses ertümliche, freiheitsverleihende Gefühl der Unabhängigkeit wie mit einem Davoser. Es verhält sich wie mit einem Oldtimer oder einer alten Harley-Davidson; vielleicht sind sie «out-of-date» und etwas für Nostalgiker, aber sie haben Stil und Klasse! Und Frauen stehen da erst noch drauf...Hätte ich als kleiner Schnudergoof jemals mit einem hundskommenen Plastikbob eine Lady beeindruckt können? Hätte ich ihr mit meinem Wissen über die richtige Behandlung der Kuven oder der Bäuchlingshochrisikofahrermethode imponieren können? Hätte ich ihr beweisen können, dass ich genug stark bin, um einen schweren Schlitten den Hang hinaufzuziehen? Hätte sie diesen mühsamen, schweisstreibenden Effort zu schätzen wissen können? Und hätte ich überhaupt Platz für uns beide auf dem Schlitten gehabt? Rhetorische Fragen.



Auf die Kerze, folgte die Glühbirne. Auf den mürrischen, und stock konservativen Davoser Schlitten folgte der Bob. Eine Homage an das aufregendste Stück farbigen Plastiks dieser Welt. Von Christoph Dubler



Der Bob, ein je nach Modell schalen- bis dromedarhöckerartiges Gefährt mit den Gleiteigenschaften seines olympischen Namensvetters ist der Inbegriff reinen Glücks schlechthin: Ob als lebender Kokon auf den Knien unserer Eltern, als Geschwader Halbwüchsiger auf den vereisten Waldwegen des Üetlibergs, stolz posierend im Fotoalbum mit seinem «Knight rider» (das absolut coolste Modell für welches «Kit» Pate stand, sozusagen der primus inter pares der gängigen Plastikblütler), windschattenfahrend in den Eiskanälen dieser Welt, über die Vorortabhängige rumpelnd und sich johlend überschlagend, als strahlender Sieger einer Schneegestöber Rallye. Der Plastikbob ist seinem Holzkopf-Vorgänger in vielen Belangen überlegen: Er ist extrem belastbar bei sehr kleinem Eigengewicht, seine Halbwertszerfallzeit beträgt etwas um die 200 Jahre, hat ein Steuerrad, man kann ihn ungehemmt als Schlag- und Wurfmaschine bei nächtlichem Extremschlitteln verwenden, hat ein Steuerrad, man kann damit den Berg besser spüren, da der direkte Kontakt zum Untergrund nur von einer Millimeter dünnen Mem-

bran getrennt wird (wie bei einem tiefer gelegten Sportwagen übt dies einen grossen Vorteil auf das Fahr- insbesondere das Kurvenverhalten und den Auftrieb aus), hat ein Steuerrad, kann mit Rennstreifen verziert werden, entpuppt sich insbesondere im Tiefschnee und auf aufgerauten Skipisten als Alleskönner par excellence und hinterlässt eine um ein Vielfaches eindrücklichere Spur als sein spinnenbeinkufiger Konkurrent.

Gerade auch in Zeiten mit wenig Schnee, ist der Plastikbob dein treuer Begleiter. Ganze Kiesfelder, Grasböschungen, Mammutwurzeln, Maulwurfhügel und verhasste Mitschlittler können überrannt werden, ohne mit der kleinsten Wimper zu zucken. Schanzenweitsprung, Schanzenfreestyle und zahlreiche weitere Disziplinen, wie zum Beispiel auch das allseits

beliebte «English country», haben sich durch die Entwicklung vom Holzkarren zum schicken Schneeflitzer vom öden Geradeausfahren emanzipiert.

Wieso schreiten wir nicht endlich zur Tat und sammeln diese prähistorischen und die Kurve negierenden aufmerksamkeits-süchtigen alten Holzschelte ein und verholzen sie? In Zeiten von hohen Berrol Preisen eine echte Alternative. Nehmt es mir nicht übel, aber auf rostige Kufen und gebrochene Beine habe ich diesen Winter wirklich keine Lust.

Böse Zungen behaupten ja, Schlitteln sei eine Frage des Stils – aber das ist wie mit den Roll's Royce-Jüngern: während sie in ihrer im vorletzten Jahrhundert stecken gebliebenen Kutsche sitzen, flitzen wir – uns ob dieser Neid erfüllten üblen Nachrede nicht beirren lassend – an den sich selbst feiernden Ewiggestrigen in unserem Ferrari vorbei (zweites Kultmodell und in klassischem rot gehaltenen Evergreen, damals für Fr. 49.90 bei Epa). Weil – so will es die Legende – der Bob auch der wesentlich schnellere Schlitten ist. - Und er hat ein Steuerrad.

Brief aus Paris

Text und Bild von Raphael Meyer

Mittagessen bei einer Kollegin im 13. Arrondissement im Süden von Paris. Es gibt französisches Poulet, chinesische Nudeln und ukrainische Volksmusik. Man spricht übers Hegelseminar vom Morgen, freut sich auf die Hegelvorlesung vom Nachmittag und fragt sich, wie viel Metaphysik in einem Naturejoghurt steckt – Studentengelaber halt. Im Hintergrund die Polizeifeuerwehrkrankensirene, die zur Stadt gehört wie der Eiffelturm, der Hundekot, die Warteschlange. Es neigt sich eine weitere Mittagspause dem Ende zu. Im Naturejoghurt steckt Milch, keine Metaphysik. So kann man unbesorgt und etwas schläfriger an einem Kirschbaumküchentisch in einer Pariser Proletenwohnung hocken, während draussen Schreckliches sich anbahnt.

Denn: Die Polizeifeuerwehrkrankensirene gehört einem Feuerwehrauto und ist nicht etwa verstummt, sondern näher gekommen und als ich die Strasse betrete, geht mir das Geheule durch Mark und Bein. Es stinkt. Weisses Rauch liegt in der Luft und zwingt die Leute, ein Stück Stoff vor Mund und Nase zu halten. Am Ende der Strasse ist die Hölle los. Schwarzgekleidete, verummte Gestalten mit komischen Kopfbedeckungen rennen herum, treten gegen Mülleimer, lassen sie in Flammen aufgehen. Der beissende Rauch von brennendem Plastik steigt mir in die Nase. Ein Ein-



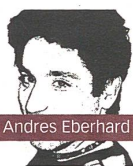
kaufswagen lodert und fackelt und wird von den Unholden grölend umhergestossen. ängstliche ältere Damen verziehen sich in vermeintlich sichere Seitengassen, mutige Passanten bleiben stehen und staunen, ein Schweizer Austauschstudent gehört zu ihnen und fängt das Spektakel mit der Kamera ein. «Ein wichtiges Foto kann das werden», denkt er, und erinnert sich an die Unruhen in den Banlieus vor gut einem Jahr. Verummte Banden von Jugendlichen, die nichts mehr zu verlieren hatten, zündeten damals hunderte von Autos und Bussen an. Jetzt also spielt sich die Meuterei schon auf Stadtgebiet ab. Herrje! Einer der Vermummten hat sich einen Spass daraus gemacht, den

Hydranten zu öffnen und eiskaltes Wasser spritzt auf die Strasse, die sich in Kürze in ein Bachbett verwandelt und den Verkehr am Ende des Boulevards aufhält. Die Elemente Feuer und Wasser zeigen ihre zerstörerische Kraft – und der schwarzen Männer werden immer mehr.

Da scheint Rettung aufzukreuzen. In einem Karacho fährt ein Polizeipeugeot ein – und zieht vorbei. Habe ich richtig gesehen? Haben die Polizisten den Vermummten zugehört, zugewunken? Stattdessen hält jetzt der städtische Reinigungsdienst Einzug. Grüne Männchen, bewaffnet mit Rechen, Besen, Blattsaugern werfen sich in Position, um gegen das Böse anzukämpfen. Mögen sie die

Stadt vor dem totalen Chaos erretten, wenn die Polizei mit den Pyromanen und Hydromanen einen Pakt eingeht. Ich will soeben dem Tatort den Rücken zukehren, die Stadt ihrem Schicksal überlassen, als ich einen der Vermummten auf dem Rücken angeschrieben sehe: «Sapeurs Pompiers en grève».

«Grève» (sprich: grääf) bedeutet ursprünglich Streik, entspricht in Wahrheit aber eher deutschen Worten wie «Fasnachtsumzug» oder «Volksfest» und wird von allen möglichen Zünften in Paris gerne und oft gefeiert. Und wenn die Feuerwehrzunft ihren «grääf» hat, dann darf es ja ruhig auch ein bisschen Funken und Spritzen.



von Andres Eberhard

Mich nimmt Wunder, wie IKEA funktioniert. Ich kaufe Stifte, die nicht schreiben, Lampen, die nicht brennen, Tische, die verkratzen, Stühle, die auseinanderfallen. Ich will die ausgewählten Artikel unten bei der Warenentnahme aufeinanderstapeln. Das kann ich aber nicht, denn sie sind gar nicht da. Die Dame am Informationsschalter, abgestützt auf die Daten, welche ihr PC ausspuckt (der einzige übrigens, welcher den Überblick zu behalten scheint), teilt mit: «Zwei bis drei Wochen.» Das Lustige daran ist, dass alles immer zwei bis drei Wochen dauert bei IKEA. Egal, bei IKEA spielt es keine Rolle. Schliesslich ist es günstig. Und ich gehe wieder. Schon recht bald. In etwa zwei bis drei Wochen.



von Stefanie Ziegler

Holde Kunst des Jammerns. Oh Tugend der fleissigen Studenten! Fleissig, fleissiger, am fleissigsten. Sei es abends, mittags, in der Früh, beim Kaffee, Bier oder Red Bull Trinken. Nein, wir haben es nicht leicht. Wir sind die Ärmsten der Armen und immer sind wir es, die alles erledigen müssen. Wir schlagen die Bresche in die feindliche Übermacht des Zuviel, wir müssen dem Riesen des «To-Do» den Kopf abschlagen, es versuchen, uns bemühen, zumindest den Effort aufbringen. Nie können wir etwas dafür, widrige Winde haben uns dieses Schicksal, diese Schicksalsverkettungen vor die Füsse geworfen, nein anders, uns ihm vor die Füsse geworfen! Zum Frasse. Nur eines bleibt uns, nur ein Ausweg, nur eine Erleichterung. Wir jammern.



von Florian Frey

Mein Fahrstil auf dem Velo mag Ausdruck einer nicht sterben wollender Rebellion sein. Ge- und Verbote des Verkehrs beachte ich zwar, deute sie aber anders als das Gesetz es wünscht – meinem möglichst raschen Vorwärtskommen entsprechend. Rot ist dann nicht immer gleich rot. Erlaubt ist, was mich nicht bremst. Die grössten Feinde sind die Autos – klar! Grimmige Blicke in die Führerkablen sind zwar eher wirkungslos. Doch sie gehören irgendwie dazu.

Ein Automobilist rief mir letztthin nach, nachdem er vergebens versuchte, mir seitlich Platz zu machen und von mir böse Blicke erntete: «Nimm nicht so ernst». Eigentlich hat er ja recht. Ich war trotzdem zuerst da. Servus!